

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 112 (1986)

Heft: 3

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie soll man mit «Ausländern» reden?

Am besten gar nicht, meinen die einen. Das mag auch jener Berner Trämler gedacht haben, der von einer Frau mit Ostschweizer Dialekt gefragt wurde, ob «sein» Tram zum Bärengraben fahre. Die Antwort war ein knappes «nobis». Wenn ein Berner

Von Annemarie Amacher

nobis sagt, ist das mitnichten Latein, sondern Mattenenglisch. Mattenenglisch wiederum hat nichts mit Englisch zu tun. Es ist eine Sprache, die in grauer Vorzeit in der Matte, Berns ältestem Quartier, entstanden ist, im Kontakt mit den Aareschiffen, die oft bis nach Holland kamen. Von dieser Sprache haben sich noch ein paar Reste erhalten. Zum Beispiel nobis, auf deutsch nein.

Da war jener Trämler zuvorkommender, der einem Engländer auf die Frage, wo der Inselbus abfahre, freundlich den Weg dahin wies – auf berndeutsch.

Die Bewohner Berns mögen mir verzeihen, aber ich muss leider ein drittes Beispiel anführen aus jener Stadt, die in den letzten Monaten von der Presse schon so arg gebeutelt worden ist. Standen da zwei stramme Pfadfinder aus deutschen Landen in einem Lebensmittelladen, der unter anderem fertiges Birchermüesli führt. «Bitte ein halbes Pfund Birchermus», verlangte der eine. Die Verkäuferin gab die Bestellung an eine subalterne Kollegin weiter, worauf diese in einem Nebenraum verschwand. «Es geit grad öpper ga reiche», wandte sie sich erklärend an den Kunden. «Wie bitte?» fragte der und erhielt zur Antwort: «Es geit grad öpper ga reiche.» Der Pfadfinder guckte ein bisschen irritiert auf seinen Kollegen, aber der zuckte bloss hilflos die Schultern. Worauf sich eine weitere Verkäuferin übersetzend der beiden erbarmte.

Ich könnte noch mehr Beispiele

aufzählen: Von der Serviettochter, die den einen Martini bestellenden Romand fragt: «Rote oder wysse? Mit Iis?» Oder von der Postangestellten, die einem Italiener etwas auf berndeutsch erklärt und böse wird, weil der nicht sofort kapiert. Oder von jenen Rednern, die zu Beginn des Vortrags fragen: «Isch hie inne öpper, wo nid Dialäkt versteit?» Worauf sich natürlich niemand meldet. Klar, wie könnte zum Beispiel ein Vietnamese diese Frage verstehen?

Dialekt ist «in». Auch bei Radio DRS. Sehr oft kommt es vor, dass Leute fremder Zunge vom Reporter in Schweizerdeutsch interviewt werden. Welche Höflichkeit dem Befragten gegenüber!

Die meisten von uns haben acht bis neun Schuljahre oder mehr hinter sich. Von der ersten Klasse an haben wir schriftdeutsch lesen, schreiben und

reden gelernt. Wenn nun ein Bergbauer auf seinem Heimeli oder ein Arbeiter am Fliessband diese Sprache vergisst, weil er sie nicht mehr übt, ist das verständlich und verzeihlich. Von jenen aber, die beruflich Kontakt mit anderen Menschen haben, sollte man erwarten dürfen, dass sie wenigstens einfache Sätze in Schriftdeutsch sagen können. Ein Franzose oder Engländer versteht unter Umständen Schriftdeutsch, aber nicht Schweizer Dialekt. Schliesslich wohnen wir in einem viersprachigen Land, das zu einem schönen Teil von Touristen lebt.

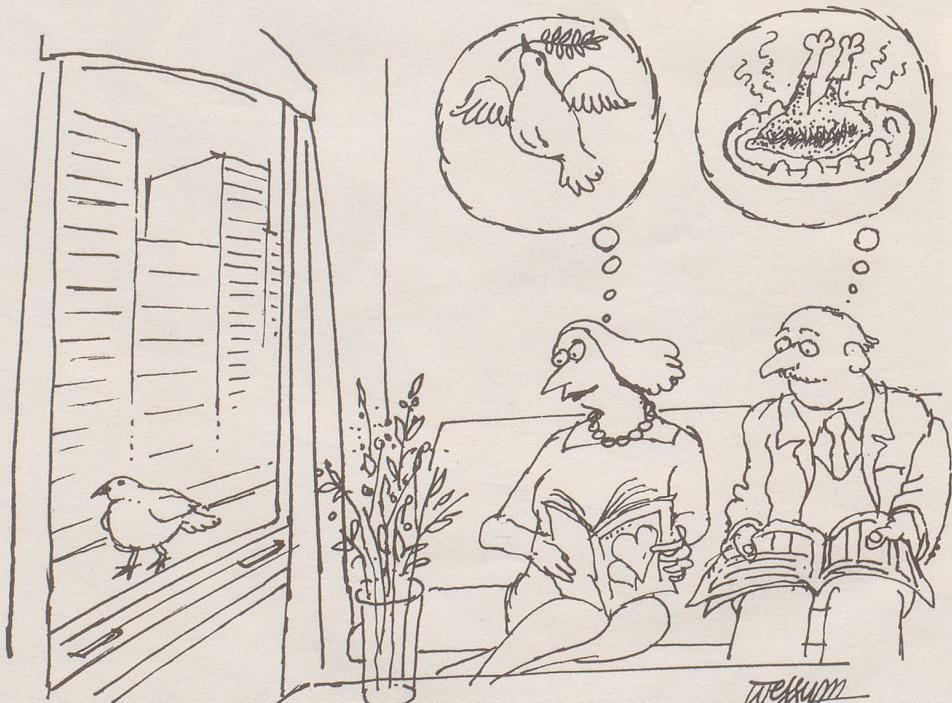
Übrigens: Der oben zitierte Laden verkauft jetzt auch «Baked potatoes». Das ist aber nicht Mattenenglisch (siehe Absatz eins).

Streit um Kaisers Bart

Die menschliche Sprache ist ein unvollkommenes Instrument; einerseits kann man mit ihr die feinsten Gefühlsregungen, die zartesten Stimmungen wiedergeben – anderseits gelingt es nicht einmal, sich auf den Ausdruck für eine allgemein bekannte Sache zu einigen, zum Beispiel auf das Wort «Wald».

Um Wald ging es, um den Waldabstand vielmehr, der einzuhalten oder eben nicht einzuhalten wäre. Dem Gehölz, einem der vielen, die zur Lieblichkeit und zur Kleinräumigkeit der hiesigen Landschaft beitragen, einem solchen Gehölz wurde von der einen Partei der ehrliche Name «Wald» zugesprochen; für sie war es ein Wald, sonst nichts. Die andere Partei sah vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr; sie war nicht bereit, das edle Wort dieser kümmerlichen Baumgruppe, dieser Ansammlung von Stämmen zu verleihen.

Nun ist es natürlich absurd, sich über den Waldabstand eines nicht vorhandenen Waldes in den Haaren zu liegen, es sei denn, man streite sich um Kaisers Bart



oder um den berühmten «Lattenzaun mit Zwischenraum». Letzteren nahm man schliesslich auch heraus und «baute draus ein grosses Haus». Möglicherweise ging es auch beim Wälchenstreit um ein grosses Haus. Vorerst jedoch wurde, wie so oft in solchen Fällen, die Freiheit beschworen, die Freiheit des Besitzes und die Freiheit des Verfügens; es ging um Verhältnismässigkeit und

Landschaftsschutz, um Steuererhöhungen und grüne Lunge, um Einsprüchen und Forderungen. Seltsamerweise ging es nicht um Arbeitsplätze, die bei solchen Gelegenheiten doch gerne ins Feld geführt werden; und dabei hatte das Wälchen ja sicher bereits etwas Butter auf Juristenbrötchen gebracht.

Viele grosse und auch erschreckende Wörter wurden zi-

tiert. Diese Wörter, oder vielmehr die Angst vor ihnen, haben den Streit schliesslich entschieden; man wählte die Freiheit und stimmte gegen den Wald.

Dem Gehölz, das kein Wald sein darf, bleibt noch die Möglichkeit, in absehbarer Zeit ohnehin abzusterben; damit hätten beide Parteien recht bekommen: Es war einmal ein Wald, und es ist kein Wald mehr. *Ingeborg Rotach*

Streicht eure Küche nicht grün!

Die Geschichte ist eigentlich gar nicht geeignet für den Nebe, weil es eine Geschichte zum Heulen und nicht zum Lachen ist.

Das Weiss unserer Küche war altersgrau geworden, die einstige gelbliche Ölfarbe sehr stumpf, und nun anerbot sich ein gütiger älterer Mann, ein Hobbymaler, sie mir zu renovieren. Da die schönen, tannengrünen Wollvorhänge bleiben sollten, dachte ich an eine grüne Ölfarbe, fein abgestuft zum Grün der Vorhänge. Und damit fing das Elend an. Nie war mir bewusst gewesen, wie viele Arten von Grün es gibt: Olivgrün, Moosgrün, Tannengrün, Grasgrün, Zartgrün, Flaschengrün, Blaugrün, Blassgrün ... 30 Schattierungen wies die Skala des Malergeschäfts mindestens auf. Um mich endlich zu entscheiden, deutete ich in allzu mutigem Entschluss auf ein nicht zu düsteres Grün, und mein Helfer strich es an die Wand. Er habe dazugelernt, sagte er freundlich. Dass es dieses Olivgrün gebe, habe er bisher nicht gewusst. Es war aber gar kein Olivgrün: Als ich am andern Morgen die Küche betrat, sprangen mir 100 Laubfrösche entgegen. Nein, so konnte sie nicht bleiben! Der Farbverkäufer im Dorf gab mir als Heilmittel zum Überstreichen ein ganz, ganz blasses Grün, ein kaum-mehr-Grün; das andere Extrem sollte den Fehler gutmachen. Die Freundin, mit weitaus besserem Farbensinn ausgestattet als ich, kam, besichtigte und fand, das sei doch gar kein Grün! So sattgrün wie die Vorhänge solle ich es wählen, dann ginge das Grün von Wand und Vorhängen elegant ineinander über. Da ich anderntags in die Stadt fuhr, packte ich einen der tannengrünen Vorhänge ein und bat in einem grossen Farbengeschäft, mir bei der Wahl behilflich zu sein. Auf der düstergrünen Bank im Wartesaal kamen mir schon die ersten Zweifel: Enthielte meine eben gekaufte Dose auch solch ein tristes Grün?

Ich glückselte geschwind: Jemersnel, fast so düster! Ob wir zu Hause mit etwas Weiss oder einer Spur Ocker die Düsternis aufhellen könnten? «Wer viel fragt, kriegt viel Rat!» Die grüne Story ist, da ich dies schreibe, noch nicht zu Ende, und wer das end-

gültige Grün sehen möchte, ist einstweilen erst herzlich bei mir eingeladen. Vielleicht haben wir Glück, und es harmoniert doch mit dem braunen Handwebteppich und Urgrossmutter brauenen Bogenstühlen. Aber warnen möchte ich: «Streicht eure Küche lieber nicht grün! Ihr könnt euch viel Kummer ersparen.»

Eva Jung

Virusinfektionen

Es begann ganz harmlos: Ein leichthes Kratzen im Hals, ein Jucken in der Nase, bald darauf Schluckweh und tränende Augen – kein Zweifel, ich hatte mich erkältet.

Wie alle Leute in dieser Situation trank ich Lindenblütentee

mit Honig und Zitrone und schluckte Alcacyl. Leider vergeblich: Kurz darauf legte ich mich mit Fieber ins Bett. Eine ganz normale Grippe, wie es schien, und bestimmt in zwei Wochen überstanden.

Das Fieber verschwand nach wenigen Tagen; Husten, Schnupfen und juckende Augen blieben. Ich schluckte die verordneten Antibiotika und blieb im Bett. Mein Sohn meinte, ich hätte wieder einmal zuviel gearbeitet, und mein Körper zwang mich nun zum Ausruhen. Für mich war das kein Trost, ich dachte an die unerledigte Arbeit.

Wochen vergingen, ich war inzwischen bei der dritten Sorte Antibiotika angelangt und schlepperte mich mühsam ins Büro. Wer mich anrief, musste sich das Klagediagramm über meine mysteriöse Krankheit anhören. Zu meiner Überraschung fand ich nicht nur

Mitgefühl, sondern Leidensgenossen. Eine Kollegin berichtete von einer chronischen Bindegewebeschwundung, die in Zürich grasierte, ein bekannter Fernsehjournalist litt am fehlenden Druckausgleich in den Ohren, und mindestens jeder dritte erzählte mir von seiner Grippe, deren Folgen er noch monatelang gespürt habe. Ich erfuhr von unzähligen lästigen und hartnäckigen Krankheitssymptomen, und all diese Berichte schlossen mit der resignierten Feststellung: «Es war eben eine Virusinfektion.»

Inzwischen bin ich wieder gesund, aber die Gespräche gehen mir nicht aus dem Sinn. Ich werde täglich an sie erinnert, wenn ich die Artikel über den Zustand unserer Bäume lese. Inzwischen frage ich mich nämlich längst: Wieso soll ein Mensch eigentlich widerstandsfähiger sein als ein Baum?

Ruth Binde

ECHO AUS DEM LESEKREIS

Verteidigung des Rasens (Nebelpalter Nr. 47)

Vive le Nebelpalter!

Bin ich etwa «soupe au lait»? Als ich das «Schmarotzertum» von Hedy Gerber-Schwarz las, war ich froh, erst den Artikel von Ellen Darc gelesen zu haben. So sagte ich mir: «Warum regst du dich eigentlich auf? Gehörst du zur Kategorie von Ellen Darcs Grossmutter, den «soupe au lait»? Zum wievielen Mal wird wohl auf der Seite «Von Haus zu Haus» das Unkraut und die Blumenwiese den Rasenliebhabern auf eine, mir scheint, gehässige Art angepriesen? Wo bleibt da die Toleranz? Eben dieser Toleranz wegen habe ich mich sofort «abgeregelt». Mein Rasen weist zwar, trotz regelmässigen Mähens, je nach Jahreszeit Gänseblümchen, Löwenzahn oder Kriechenden Günsel auf. Aber regelmässig gemäht, ist er eben das grünsamte Tuch, das die weisse Spyrea, den rosa Ruggosa-Busch oder unsernen Hibiskus so richtig schön sein lässt. Die Blumenwiese ist meistens drei Wochen lang eine Pracht, nachher sieht sie eher vernachlässigt aus. Die Arbeit im Garten ist immer mein «Zuckerli» nach langweiligen Aufräumen oder einem konfliktreichen Tag. Unser Rasen ist auch der schönste Spielplatz meiner vielen Grosskinder und meiner kleinen Freunde aus der Nachbarschaft. Auch Peterli holen kann ich trockenen Fusses, da er immer kurz gehalten ist. Jedes macht es eben so, wie es ihm am besten gefällt, oder? Aber da niemand den Rasen je verteidigt hat, möchte ich dies hier tun. Auch

Ihnen, liebe Hedy Gerber-Schwarz, zum Nachdenken.
Mit den besten Grüßen «von Garten zu Garten»

Verena Cardis-Grüninger

Enkelkinderphotos (Nebelpalter Nr. 48)

Liebe Dina

Betreffend Grossmütter und deren Enkelkinderphotos muss ich Ihnen sagen, dass wir neulich eine Klassenzusammenkunft hatten. Der Initiator – ein Witzbold, wie er glaubt – schrieb als PS unter die Einladung: Bitte an alle Grossmütter unter Euch: Lasst doch gütigst die Photos Eurer süßen kleinen Enkelkinderchen zu Hause, sonst besteht die Gefahr, sie am Tisch herumzureichen, wo sie in die Suppe oder unter den Tisch fallen und verlorengehen könnten.

Ich verkniff es mir also. Es war schliesslich aller andern Schaden, nicht meiner.

Nun aber zum Photo Ihrer kleinen lieben Enkelin. Gar zu gerne würde ich Sie darum bitten, sie ansehen zu dürfen. Denn dann könnte ich meine eigenen lieben – je weiter weg, um so lieber – Enkelbüchchen aus Amerika vorzeigen. Wie der Vierjährige sein neu geborenes Brüderchen im Arm hält und stolz in die Kamera strahlt – das muss man mit eigenen Augen gesehen haben. Sie wären bestimmt mit mir einig: Die beiden süßen, kleinen, lieben, bildschönen Schokoladebraunen sind – schlüssig einzimalig.

In herzlicher Verbundenheit

Ihre Suzanne

Wunder (Nebelpalter Nr. 48)

Liebe Frau Gerber-Schwarz! Ich möchte Ihnen ganz herzlich danken für Ihre Betrachtungen zum Thema Junge und Kino, haben diese doch mein sonst nicht gerade übermäßig ausgeprägtes Selbstbewusstsein in ungeahnte Höhen gehoben. Seit der Lektüre Ihres Artikels weiß ich nämlich, dass ich ein regelrechtes Wunder bin! Der Grund dafür ist, dass ich erstens jung bin, zweitens oft und gern ins Kino gehe und drittens – und jetzt halten Sie sich fest, Sie werden es kaum glauben – Brutalofilme nicht ausstehen kann. Zudem habe ich erst noch Fredi Murers neuesten Film gesehen, ohne (so glaube ich zumindest) an den falschen Stellen zu lachen, und nicht, weil mich das Thema Inzest anzug. Sie verstehen nun sicher, dass ich mich geradezu als Weltwunder erfahre.

Ich bedaure sehr, dass ich in keine der von Ihnen so sauber abgetrennten Kategorien passe, aus allen Ihren schön beschrifteten Schubladen herausfallen, sozusagen. Mein Tip: Beschriften Sie doch die grössten Schublade mit «Kuriiosa», «Varia» oder ähnlichem, damit wir Wunderkinder in Ihrem Denkschema auch irgendwo ein Plätzchen finden.

Mit freundlichen Grüßen
Claudia Zihlmann

Herzig

(Nebelpalter Nr. 50)

Liebe Suzanne Geiger. Goffleegg! Was für eine herzige Geschichte! Habe so gelacht. Vielen Dank Ulla Gallus